

Anna ist vor Kurzem volljährig geworden. „Sternzeichen Wassermann wie Mama“, sagt sie. Die psychische Krankheit ihrer Mutter hat Anna geprägt. Wie kann man erspüren, wenn das Elternhaus keine Wärmestube, sondern ein permanenter Krisenherd ist? Wo sich festhalten, wenn alles auf dem Kopf steht? Der Stuttgarter Verein „Fürs Käpsele“ kümmert sich um Kinder und Jugendliche mit einem schweren Anfangsweg. Und jedes Jahr kürt er Vorbilder. Ein solches „Käpsele“ ist Anna. Inzwischen kann sie mit ihrer Geschichte andere stärken, es geht ihr so gut wie noch nie. Was Anna erlebt hat, erzählt sie selbst.

Ich wohne in Stuttgart-Gablenberg. Bis zur Schule ist es eine halbe Stunde Fahrt mit Bus und U-Bahn. Die Zeit nutze ich, um zu lesen. Am liebsten Bücher auf Englisch, weil mir die Sprache so gefällt. Ich mag Bestsellerautorinnen wie Colleen Hoover oder Sally Rooney, aber auch Klassiker wie Oscar Wilde. Ich verschlinge Romanzen, Thriller, Mystery, eigentlich alles. Im Moment fühle ich mich sehr wohl in meinem Leben. Das war auch schon anders.

Geboren wurde ich in Stuttgart, mein Bruder ist sechs Jahre älter. Als ich acht Monate war, sind wir nach Amrum gezogen. Mama sehnte sich nach der See. Meine Eltern hatten sich schon vor Amrum getrennt, Papa unterstützte uns aber immer. Ich habe noch ein paar konturlose Erinnerungen an diese Zeit am Meer. Der weite Strand. Dass da ein Holzboot war. An den Kindergarten. Nur gute Erinnerungen. Damals war Mama noch recht stabil.

Wir lebten an der Nordsee, bis ich fünf war. Dann zogen wir zurück nach Stuttgart in die Nähe meiner Großeltern. Ich war oft bei ihnen, Oma kocht so gut, Opa hat mir das Fahrradfahren beigebracht. Mit sechs war ich zum ersten Mal bei meiner Psychologin. Ich glaube, Mama wollte für mich eine Therapie. Warum, weiß ich nicht. Ich ging oft zu der Frau und hab mich immer drauf gefreut. Es war wie eine Auszeit, wir lasen zusammen ein Buch oder spielten mit Puppen. Manchmal besuchten mich auch Leute von der Jugendhilfe. Das hab ich nicht so ganz verstanden damals, was das sollte, was die von mir wollten. Kann sein, dass meine Oma sich ans Jugendamt gewandt hatte.

Mit sieben Jahren merkte ich langsam: Mit meiner Mutter stimmt was nicht. Wenn ich mal krank war, hat sie den Arzt nicht einmal, sondern fünfmal hintereinander angerufen. Sie hatte unheimliche Angst, dass mir etwas passiert. Meistens war sie schlecht drauf. Nach kurzen guten Phasen ging es dann wieder bergab. Ich würde sie als schizophran und bipolar beschreiben. So wurde es meines Wissens auch diagnostiziert.

Ich erinnere mich noch, dass Mama mich und meinen Bruder wegen der Atomkatastrophe in Fukushima ständig röntgen und messen ließ, weil sie glaubte, dass wir etwas abbekommen hatten. Nach den Untersuchungen war ihre Angst noch größer: „Der Arzt hat sich komisch verhalten, jetzt sind wir erst recht verstrahlt.“ Auch wenn sie selbst Grippe oder Bauchweh hatte, dachte sie gleich, sie wäre verseucht. Sie sprach von Männern, die uns verfolgen und Böses wollen. Ich kapierte das nicht.

Besuchte ich Freundinnen zu Hause, empfand ich das als wohlthuend und aufwühlend zugleich. Deren Eltern waren anders als Mama. Nett, aber nicht so überpräsent. Sie ließen ihren Kindern mehr Privatsphäre. Hatten Vertrauen, dass nichts passiert.

Was mir am peinlichsten war: Mamas Anrufe in der Schule. Die fingen an, als ich in der sechsten Klasse war. Sie sagte der Sekretärin am Telefon, ich müsse auf der Stelle das Schulgebäude verlassen, es gehe um Leben oder Tod. Anfangs waren alle total aufgelöst. Nur ich wusste ja: Was sie sagt und denkt, ist nicht wahr. Bald konnten es auch die Lehrer besser einschätzen und holten mich nur noch unter Vorwänden aus der Klasse – damit ich mich nicht so schäme.

Meine Mutter war fixiert auf mich. Meinen Bruder nahm sie nicht so in Beschlag. Ich wurde zu viel gesehen, er vielleicht zu wenig. Und irgendwann sah sie in mir anscheinend eher die Freundin und Beraterin als die Tochter. „Was soll ich tun?“, fragte sie oft. Oder ich sollte ihr Orakel sein: „Sag mir, was wird passieren?“ Bis ich zwölf war schliefen wir zusammen in einem Bett, obwohl ich das gar nicht wollte. Nachts weckte sie mich: „Hilf mir doch!“

Als sich ihr Freund von ihr getrennt hatte, wurde ich zur Spionin und musste schauen, ob das Auto der Neuen vor seinem Haus steht. Manchmal war ich trotzig und sagte: „Ich mach das nicht!“ Dann wurde sie ausfällig. Oder rannte wie ein beleidigtes Kind aus der Wohnung. Ich sorgte mich: Wohin geht sie? Was, wenn sie nicht wiederkommt?

In den guten Phasen war sie eine tolle Mama, hat mich umsorgt und bekocht, bei den Hausaufgaben unterstützt. Sie war schon auch zärtlich in dem Sinn, dass sie mich umarmt hat. Aber ich mochte das nicht



Eines ihrer Bilder von eigener Hand: Anna hat ein Faible für Malerei und will Kunst studieren – ein Talent, das auch ihre Mutter besaß.

Mama und ich

Eine 18-Jährige erzählt die Geschichte ihrer Kindheit mit einer schwer psychisch kranken Mutter.



Anna mit sechs Jahren im Wikingerboot auf dem Cannstatter Wasen



Im Österreich-Urlaub Fotos: privat

wirklich. Ich wusste: Sie umarmt mich, weil sie es braucht. Nicht, weil ich es brauche.

Manchmal haben wir gemeinsam gemalt. Das waren schöne, ruhige Stunden. Sie konnte wunderbar zeichnen. Oder manchmal hat sie das Radio ganz laut gemacht, dann tanzte sie total ausgelassen, sie war so ein Freigeist. Ich hab einfach mitgetanzt. Das war schön. Ich mochte diese Phasen gern, konnte sie aber nicht richtig genießen, weil ich nicht enttäuscht werden wollte von einem Rückfall. Wenn ich von der Schule kam, war ich nie sicher, wie sie drauf ist. Wird sie mich beschimpfen oder nett begrüßen? Ist sie überhaupt da? Ich war vorsichtig und bin lieber vom Schlimmsten ausgegangen.

Auf der Suche nach Rat telefonierte sie manchmal für tausend Euro mit Wahrsagerinnen. Später kam es auch vor, dass sie nachts spontan einen Flug nach Frankreich genommen hat, um nach einer Klinik zu suchen. Oder sie flog einfach nach Amerika oder Schottland, um dort von ihren heimtückischen Verstrahlungen geheilt zu

werden. Wenn sie wieder weg war, haben mein Bruder und ich bei der Oma gegessen oder uns und unseren Kater selber versorgt. Manchmal durfte ich auch für ein paar Wochen bei Klassenkameradinnen wohnen, das Jugendamt war einverstanden.

Vielleicht musste ich zu früh zu erwachsen denken. Für Mama mitdenken, als wäre ich die Mutter. Bei Freundinnen und in der Schule konnte ich anders sein und mich ein wenig fallenlassen. Ich war gern in der Schule, lieber als zu Hause. Wenn ich Freundinnen besuchte, dachte ich immer: Warum kann das bei uns daheim nicht auch so einfach und harmonisch sein? So normal. Ich wollte immer normal sein.

Ich weiß noch der Sylt-Urlaub mit ihr, da war ich 13. Sie hatte Angst, dass jemand in unsere Ferienwohnung eindringt, und machte sich abends noch auf Hotelseuche. Nach ein paar solchen Nächten konnte ich sie überreden, mit mir heimzufahren. Dafür hat sie mich dann im Zug beleidigt und angeschrien – bis Mitreisende einschritten: „So

können Sie nicht mit Ihrer Tochter umgehen.“ An der nächsten Station wartete schon die Polizei und brachte uns in die Hamburger Psychiatrie. Mama in den Erwachsenenbereich, mich in die Jugendabteilung. Ich fand das gar nicht so schlimm, es waren nette Leute da. Außerdem bedeutete es erst einmal etwas Ruhe für mich. Ich wusste, dass sie jetzt wenigstens Medikamente bekommt.

Ich weiß gar nicht, ob ich ein trauriges Kind war. Aber sicher kein glückliches. Ich habe immer einen Ausweg gesucht, aber keinen gefunden. Wäre es nicht besser, ich wäre gar nicht hier? Den Gedanken hatte ich oft. Meine Mutter verlassen, um in ein Internat oder eine Pflegefamilie zu gehen, hätte ich nie geschafft. Mit den Schuldgefühlen wäre ich nicht fertig geworden. Ich wusste, ich werde mich immer für sie verantwortlich fühlen. Dann lieber ganz weg sein. Tot sein.

Ab und zu hat meine Mutter im Verkauf gearbeitet. Das tat ihr gut, weil sie da kreativ sein konnte und weil sie auch gern mit Menschen geredet hat. Viele kannten sie als of-

fenherzige und lustige Frau. Diese Seite konnte sie in dem Laden gut zeigen.

Es war ihr wichtig, dass ich getauft und konfirmiert bin. Aber irgendwann lief das Religiöse in eine, wie ich finde, krankhafte Richtung. Sie dachte, sie könne mit Gott kommunizieren, indem sie zum Beispiel wahllos Buchstaben in ihr Handy tippte, das dann über Worterkennung einen zusammenhanglosen Text erstellte. Sie glaubte, darin eine Botschaft zu entdecken.

Als ich 14 war, hat sich Mama umgebracht. Es war kurz vor Silvester. Mein Bruder und ich waren bei Papa. Als wir um 18 Uhr die Wohnungstür öffneten, sahen wir sie schon. Sie hatte sich an einem Balken erhängt. Ich fiel in eine Schockstarre. Nachbarn riefen Polizei und Notarzt, ich saß nur da und versuchte zu verstehen. Natürlich habe ich mich oft gefragt: Was ging an jenem Tag in ihr vor? Einerseits hatte ich erwartet, dass es passieren kann. Sie hatte es schon öfter angekündigt, aber noch nie versucht. Ich glaube, sie dachte in dem Moment, dass sie sich opfern muss, damit die bösen Männer mir und meinem Bruder nichts antun.

Bei der Beerdigung waren so viele aus der Schule da: Klassenkameraden, Lehrer, der Rektor. Es war gut zu spüren, wie viel Rückhalt ich habe. Bei allem Schmerz und aller Trauer spürte ich doch auch ein Stück Erleichterung. Und dafür fühle ich mich schuldig: Warum kann ich lachen? Wann bin ich endlich mal richtig traurig? Was bin ich nur für ein Mensch?

Nach dem Tod lebte ich drei Monate bei einer Freundin. Mein Vater hatte sich mit den Jahren auch verändert. Ich wusste, bei ihm wäre ebenso wenig ein Ort, wo ich jugendlich sein kann. Da hätte ich wieder die Helferrolle eingenommen. Ich habe mir mit der Frau vom Jugendamt eine Wohngruppe angeschaut. Da fand ich es nicht schön. Es wirkte auch so, als herrsche viel Stress zwischen den Mädchen. Dann besuchte ich eine potenzielle Pflegefamilie. Ich fand das Haus direkt sehr schön und merkte gleich, dass ich mich da wohlfühlen kann. Ich habe es nie bereut. Meine Pflegeeltern und mein Pflegebruder sind längst meine echte Familie geworden. Und ich weiß, sie sehen es auch so.

Rückblickend frage ich mich, warum die Behörden nicht früher etwas verändert haben. Wenn ich dran denke, wie oft Mama Autofahrer stoppte und ihnen offenbarte: „Ich hab meine Tochter umgebracht.“ Dann kam sie wieder in die Klinik, danach war alles wieder wie zuvor. Die Frau vom Jugendamt sagte mir mal: „Wir wollten dich mit einbinden. Und du sagtest immer, du willst nicht weg.“ Das stimmt auch. Aber hätte man mich gezwungen, wäre das was anderes gewesen.

Die Trauer kam mit Verspätung und über einen Umweg. Die Trennung von meinem ersten Freund machte mich so arg traurig, ich hatte Panikschübe. Meine Therapeutin meinte: „Kann sein, dass der Verlust deiner Mama jetzt erst richtig hochkommt.“ Die Therapeutin begleitet mich schon seit ich in der ersten Klasse bin. Zwischenzeitlich gab es auch mal eine Pause. Nach dem Tod meiner Mutter brauchte ich sie wieder. Und jetzt gehe ich schon seit drei Monaten nicht mehr hin. Ich habe das Gefühl, ich kann vieles selber schaffen.

Gerade ist alles ziemlich gut. Ich bringe meinen Gedanken zu Papier, das hilft mir. Ich darf auch als Volljährige bei meiner Pflegefamilie bleiben, das ist geklärt. Einmal die Woche arbeite ich bei einem Bäcker, um mir ein Taschengeld zu verdienen. In der Schule läuft es problemlos. Ich bin streng mit mir, was die Noten angeht. Allgemein habe ich hohe Erwartungen an mich. Bald mache ich mein Abi, zurzeit stehe ich auf einem Schnitt von 1,3. Mein Bruder studiert schon. Ich finde, unser Verhältnis ist noch besser geworden, seit wir nicht mehr zusammenwohnen.

Ich glaube, ich komme immer mehr in meine Spur. Weiß immer besser, wer ich bin, wo meine Talente sind. Ich bin gerne kreativ. Malen ist meine Leidenschaft, das habe ich bestimmt von meiner Mutter. Es macht mir auch Spaß, auf einer Bühne zu stehen, das merkte ich beim Theaterkurs.

Nach dem Abitur gehe ich mit meinen Freundinnen auf Interrail-Tour. Danach belege ich vielleicht einen Mappenkurs. Wenn meine Arbeiten gut genug sind, studiere ich vielleicht Kunst und Englisch auf Lehramt. Vielleicht überlege ich es mir aber auch anders. Ich will lebendig sein und frei. Ich will Dinge erleben ohne Pflicht, mich um jemanden zu kümmern. Woran ich noch arbeiten muss: Eindeutig klarmachen, wenn mir etwas nicht passt. Meine Pflegemutter sagt auch immer, ich soll mich mehr beschweren.

Ich trauere um die schönen Zeiten mit meiner Mama. Schade, dass es so wenig davon gab und ihre Krankheit so viel verdeckte. Könnte sie mich heute sehen, ich glaube, sie wäre erleichtert, dass es mir gut geht und ich einen guten Ort gefunden habe. Es gab Zeiten, da dachte ich, ich kann gar nicht glücklich sein. Das hat sich als falsch erwiesen.

Aufgezeichnet von Robin Szuttor.